27. Oktober 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 248

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(23 Fortsetzung) (Nachdruck verboten) Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Der zuckte nur die Achseln. Man müsse abwarten. Er war überhaupt einmal wieder recht wortkarg. Nach dem Essen zog er sich auch gleich zurück. Er wolle schlafen, sagte er, und stieg zu diesem Zweck hinauf in das Fremdenzimmer im ersten Stock. Er hielt dort immer seinen Mittagsschlaf, weil er dort ungestörter war. —

Die anderen blieben in unbehaglicher Stimmung zurück. Margret brachte den Kleinen ebenfalls zu Bett und räumte dann ab.

Wilhelm sah ihr eine Weile schweigend zu. Dann steckte er sich eine Zigarre an und ging in den Garten. Er nahm auf der Bank in einer Grotte Platz und schaute gedankenvoll ins Leere.

So konnte es doch nicht weitergehen! Hanns zeigte ihm ja mit jedem Tage deutlicher, wie lästig er ihm war. Warum ging er eigentlich nicht? Warum warf er dem Bruder nicht einfach alles vor die Füße, um auf eigener Scholle in Ruhe und Behaglichkeit ein sorgloses Leben zu führen? Die Gelegenheit dazu hätte sich schon mehrfach geboten.

Längst hätte er es schon getan, wenn der Bruder allein gewesen wäre. Aber — da war das blasse, junge Weib, das so tapfer und klaglos sein schweres Schicksal trug — da war das herzige kleine Kerlchen mit dem wehenden Blondgelock! Die konnte er nicht einfach verlassen.

Er wußte so gut wie Margret, was nach seinem Fortgange werden würde; er war sich auch ganz klar darüber, daß es nicht in seiner Macht stand, das Unheil abzuwenden. Aber aufhalten wollte er es, wenigstens so lange, bis das arme, junge Weib die schwere Zeit, der es entgegenging, überwunden hatte. Es würde sonst zusammenbrechen unter der Last des Elends.

Margrets feine, stille Art hatte den einsamen Mann von Anfang an gefangen genommen. So, genau so hatte er sich im Geiste immer seine tote Mutter vorgestellt. Seine Mutter, die er nie gekannt und die er in seinem Herzen doch stets wie eine Heilige geliebt und verehrt hatte!

Wilhelm Heidbrink wußte nicht, wie lange er so in Grübeln versunken gesessen hatte. Er achtete nicht auf die Zeit und schrak empor, als plötzlich ein helles Kinderstimmchen in die Stille flatterte. „Onkel!"

Der Kleine hatte seinen Mittagsschlaf beendet und verlangte nach ihm.

„Hier, mein Junge!" Wilhelm ging Margret ein paar Schritte entgegen und nahm ihr den Kleinen ab. Der legte die Aermchen um den Nacken des Onkels und drückte das rosige Gesicht an dessen Wange, um ihm zu zeigen, daß er „sooo lieb" sei. Ganz rot vor Anstrengung wurde er dabei.

Ueber Margrets Gesicht glitt wie ein Sonnenstrahl ein warmes Lächeln.

„Willst du den Jungen hier behalten, Wilhelm?" fragte sie. „Ich will dann Kaffee kochen und Hanns gleich wecken. Wir können dann nachher den Kaffee im Garten trinken; wer weiß, wie viele so schöne Sonntage uns das Jahr noch beschert."

Wilhelm stimmte ihr bei und setzte sich mit dem Kleinen wieder auf die Bank. Als Margret noch einmal zurückblickte, sah sie, wie er ihn im Galopp auf seinem Knie reiten ließ. Ein weher Schmerz durchzuckte sie. Warum saß Hanns nicht dort und beschäftigte sich so liebevoll mit seinem Kinde?!

Sie bereitete den Kaffee in der Küche, stellte das Geschirr auf einem Tablett zurecht und stieg dann die Treppe empor, um Hanns zu wecken. Er würde zwar schelten, aber es war doch zu schade, den schönen Sonntagnachmittag zu verschlafen. Außerdem würde gleich auch der Vater noch wohl kommen. Er stellte sich jetzt wieder öfter auf dem Hofe ein und unterhielt sich gern und lange mit Wilhelm Heidbrink.

Die Vorhänge vor den Fenstern waren nur halb zugezogen; die Sonnenstrahlen stahlen sich neckisch hindurch in das Gemach, das Margret nun betrat. Sie ging auf das Bett zu, um Hanns zu wecken. Verwundert blieb sie stehen. Das Bett war zwar benutzt, aber jetzt leer. War Hanns schon aufgestanden? Sie wandte sich um und hätte beinahe einen lauten Schrei ausgestoßen.

Vor einem Sessel, die mit zur Einrichtung des Zimmers gehörten, lag Hanns zusammengesunken auf dem Fußboden.

„Hanns!" Sie eilte zu ihm; faßte seine Hände. Sein Gesicht war blaß und gedunsen; sein Atem ging kurz und röchelnd. Was war das? War ihm schlecht geworden? War er krank?

Sie riß das Fenster auf und rief angstvoll in den Garten hinunter:

„Wilhelm! Komm schnell herauf! Ich bitte dich!"

Das jubelnde Kinderlachen verstummte. Sie sah, wie er den Kleinen rasch auf den Arm nahm und dem Hause zulief. Wenige Augenblicke später stand er auch schon im Zimmer.

„Was ist?"

Sein Blick fiel auf die Gruppe, auf den am Boden

liegenden Bruder und auf Margret, die sich um ihn bemühte.

Als sie sich jetzt aufrichtete, war sie weiß bis in die Lippen. Sie hätte den Schwager nicht rufen brauchen; sie wußte jetzt, weshalb Hanns hier lag! Und auch Wilhelm wußte es in der nächsten Minute, denn als er sich über ihn beugte, schlug ihm ein starker Alkoholgeruch entgegen.

Es war kein Zweifel, der dort lag in einem schweren Alkoholrausch!

Und ebenso jäh wie Margret kam auch Wilhelm eine furchtbare, niederschmetternde Erkenntnis: Hanns war zum heimlichen Trinker geworden! Auch sein sonderbares Wesen in letzter Zeit fand damit eine Erklärung.

So tief war er also gesunken! „Gott im Himmel! Ist das Maß denn noch nicht voll? Ist es des Elendes denn noch nicht genug?" dachte Margret. Grauen, Abscheu und Ekel schüttelten sie. Ein Würgen saß ihr in der Kehle, das ihr fast den Atem nahm. Ihr Blick irrte über den Schwager hin. Hätte sie ihn doch nicht gerufen! Dann wäre ihr wenigstens diese Beschämung erspart geblieben! Aber er würde es ja doch erfahren haben; es war ja nun alles gleich! Alles!

Wilhelm fühlte unsägliches Mitleid mit dem unglücklichen, jungen Weibe. Er sah in Verachtung, in grenzenlosem Zorn auf den am Boden Liegenden. Er hätte ihm ins Gesicht schreien mögen: Du Schwächling! Du Ehrloser! Du Lump!

Minutenlang herrschte qualvolles Schweigen, dann raffte Wilhelm sich auf.

„Wir wollen ihn ins Bett legen; da kann er weiterschlafen," sagte er rauh.

Er hob den schweren Körper auf und legte ihn im Bette nieder. Jetzt sah er auch die fast geleerte Kognakflasche, die neben dem Sessel lag und der Hand des Trunkenen wohl entfallen war.

„Komm, Margret!" bat er in dem Bestreben, der jungen Frau so rasch wie möglich diesen Anblick zu entziehen. Sie folgte ihm willenlos, aber im Nebenzimmer blieb sie stehen. Ein Schauer rann durch ihre Gestalt. Dann wandte sie dem Schwager das Gesicht zu.

„Wär' ich doch tot!" So echt klang dieser Wunsch, so aus den tiefsten Tiefen einer gemarterten Seele kam er, daß Wilhelm seine Augen feucht werden fühlte.

Zum ersten Male sprach sie direkt zu ihm von ihrem Jammer, ihrer Not. Nie war bis jetzt ihm gegenüber ein Wort der Klage, der Anklage über ihre Lippen gekommen.

„Ein solcher Wunsch ist Sünde. Denk an dein Kind, Margret," mahnte er. „Solange du diesen süßen Jungen hast, ist das Leben doch immer noch lebenswert."

„Und was soll aus ihm werden, wenn — wenn alles zusammenbricht? Aus ihm und aus mir?"

„Ich bin auch noch da; ich verlasse euch nicht. Morgen werde ich erst mal mit Hanns ein sehr ernstes Wort reden —."

„Versprichst du dir wirklich etwas davon?" fragte sie bitter. „Ich weiß nur zu gut, es ist alles vergebens."

„Das werden wir erst noch sehen."

Wilhelm suchte seiner Stimme einen zuversichtlichen Klang zu geben, aber er glaubte selbst nicht an seine Worte.

*

Ende September feierte Dietrich Meinhart seinen sechzigsten Geburtstag. Tante Berta hatte sich mit ihrem Manne dazu angemeldet. Auch die Nachbarn würden den Tag wohl nicht unbeachtet vorübergehen lassen.

Margret mußte also darauf gefaßt sein, heute viele Menschen im Elternhause anzutreffen, und aus diesem Grunde wäre sie am liebsten nicht hingegangen. Aber sie wußte auch, wie schmerzlich der Vater gerade ihr Fernbleiben an seinem Ehrentage empfunden hätte, und deshalb entschloß sie sich schweren Herzens, doch zu gehen.

Es war ein Sonntag. Margret hatte am Vormittag ihren Mann gebeten, mitzugehen. Sie hätte es der Eltern und Tante Bertas wegen so gern gesehen. Aber Hanns lehnte kurz ab; er habe keine Lust.

So ging Margret denn allein. Den Kleinen ließ sie auch daheim, weil es ihr zu beschwerlich war, ihn mitzunehmen.

Es war ein ungemütliches Wetter. Ein scharfer, naßkalter Wind fegte über die Felder, jagte die Wolken am trüben, schmutzig-grauen Himmel. Ueberall hatte der Herbst der Natur schon seinen Stempel aufgedrückt. Kahl und öde lagen die Felder; welkendes Laub raschelte am Wege.

Margrets Blick ging in die nebelgraue Ferne. Ein Bild ihrer Zukunft! Sie hatte sich fest vorgenommen, heute heiter und unbefangen zu erscheinen, aber — war's das trübe Wetter, das beginnende Welken und Vergehen, das sich ihr plötzlich so schwer und beklemmend auf die Brust legte? Das Stormsche Herbstgedicht kam ihr in den Sinn:

„Ueber die Heide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.
Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?
Brauende Nebel geistern umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.
Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!"

Jäh aufsteigende Tränen verdunkelten Margrets Blick. Ja, gab es denn wirklich einmal selige Zeit? So fern, so unbegreiflich, unfaßbar fern lag sie, wie — nun, wie der Frühling! Drüben an den Aeckern lief der Feldweg vorbei, den sie einst in wunderseliger Frühlingsnacht mit Hanns gegangen war, damals, auf dem Heimwege vom Schützenfest, als sie sich dem Geliebten in schrankenloser Liebe zu eigen gab. Was war aus dem Glück dieser Frühlingsnacht geworden?

Margret preßte die geballten Hände gegen die Schläfen. Nur jetzt nicht grübeln! Nur jetzt nicht weich werden! Das Elternhaus tauchte ja schon in kurzer Entfernung vor ihr auf, und sie wollte doch um jeden Preis dort ruhig und unbefangen erscheinen. Sie wußte, die Leute redeten schon so genug, besonders, seit Hanns sich in letzter Zeit immer mehr dem Trunke ergab, aber sie wollte ihnen wenigstens nicht das Schauspiel der unglücklichen, beklagenswerten Frau bieten. Ihr Stolz, ihr fester Wille waren noch immer nicht ganz zerbrochen, aber es gab doch Stunden, in denen eine grenzenlose Gleichgültigkeit, eine stumpfe Ergebenheit in ihr Schicksal sie überfiel.

Margret fand im Elternhause zunächst nur Tante Berta und ihren Mann als Gäste anwesend. Tante Berta war noch etwas rundlicher geworden, sonst aber in ihrer Art dieselbe geblieben.

Dietrich Meinhart nahm die Glückwünsche der Tochter mit stummem Händedruck entgegen. Die Mutter hatte Margret lange nicht mehr gesehen, aber sie schien sich nicht über ihr Aussehen zu wundern. Sie war überhaupt noch immer viel zu sehr mit ihrem Schmerze um Annemarie beschäftigt, um auf andere Dinge zu achten.

„Eine andere an meiner Stelle würde vielleicht mit ihrer Not zur Mutter flüchten können!" dachte Margret. „Ach, wie glücklich ist doch der Mensch, der eine gütige, verstehende Mutter hat!"

(Fortsetzung folgt.)

Aufgebot

Herbstliche Skizze von Fritz von Woedtke.

„Es ist verschollen: der am 13ten Juni 1896 zu X. geborene und zuletzt im Jahre 1919 daselbst Lindenaustr. 43 III wohnhaft gewesene Studierende an der Technischen Hochschule Christian Ernst Bodenwieser, der zuletzt im Jahre 1920 aus Rio de Janeiro geschrieben hat.

Auf Antrag: der Rentnerin Anna verw. Bodenwieser in X., Lindenaustr. 43 III wird der Verschollene aufgefordert, sich spätestens im Aufgebotstermin, der auf den 10. April 19.. bestimmt wird, vor dem unterzeichneten Gericht, Zimmer 99a, 2 Treppen, zu melden, widrigenfalls seine Todeserklärung erfolgen wird.

Alle, die über Leben und Tod des Verschollenen Auskunft zu erteilen vermögen, werden aufgefordert, spätestens im Aufgebotstermin dem Gericht Anzeige zu erstatten.

X., den 28. Oktober 19.. Das Amtsgericht, Abt. 1 b."

*

Hart fiel Helgas Hand mit der Zeitung auf den Frühstückstisch. „Was hast Du?" Erstaunt sah ihr Mann von den eingegangenen Briefen auf.

„Nichts", sagte Helga und starrte auf das Blatt.

„Du solltest nicht immer so viel lesen und im Zimmer sitzen. Geh' doch heute vormittag mal ins Freie! Es ist ein herrlicher Tag." Er stand auf. „Ich bin wie immer zum Essen da," sagte er.

Erst als Helga allein und unbeobachtet war, wurde sie wach. Sie strich sich über die Augen. Dann nahm sie von neuem das Zeitungsblatt in die zitternde Hand. Wie gebannt sah sie auf die Zeilen.

Mit einem Ruck erhob sie sich und ging in ihr Zimmer. Zuunterst ihres kleinen Schreibsekretärs lagen alte Briefe und Andenken aus ihrer Mädchenzeit, sorgsam mit goldenen Fäden gebündelt und seit vielen Jahren schon unberührt.

Sie öffnete das Päckchen. Eine Anzahl Briefe mit ausländischen Marken lag zu oberst. Sie verlor sich in deren Inhalt. Endlich erhob sie sich und nahm einen jener Briefe zu sich. Sie legte Hut und Mantel an und trat auf die Straße.

Der Herbstwind fegte über die Bürgersteige und wirbelte die welken Blätter zu tanzenden Kränzen umher. Helgas Fuß ging achtlos über das in der Herbstsonne blinkende Laub.

Fest hielt ihre Hand den Brief in der Manteltasche umklammert. Sie blieb auf der Straße stehen und las ihn noch einmal. Eine Zimmervermieterin in Rio de Janeiro hatte ihn mit ungelenken, des Deutschen unkundigen Buchstaben geschrieben. Ihr Untermieter, Herr Bodenwieser aus Deutschland, sei bei Werftarbeiten im Hafen, wo er beschäftigt gewesen war, von einer Schraube erfaßt worden, der Tod müsse ganz schnell eingetreten sein. Sie habe unter den Papieren des Herrn lediglich Helgas Adresse herausgefunden. Angehörige scheine ihr Untermieter nicht gehabt zu haben, er habe jedenfalls nie derlei erwähnt. Der Brief war dadiert vom Jahre 1923.

Helga ging tief in die Vergangenheit versunken durch Straßen, die sie nie zuvor betreten hatte. Endlich war sie vor dem Hause Lindenaustraße 43 angelangt.

Entschlossen trat sie durch den schmalen Eingang Im dritten Stockwerk war ein brüchiges Emailleschild angebracht: „Bodenwieser".

Sie zog die Klingel. Schlürfende Schritte wurden hörbar. Das kleine Guckloch an der Tür wurde gelichtet, ein Auge sah Helga starr an. „Zu wem wollen Sie?" erklang es hinter der Tür.

„Ich möchte zu Frau Bodenwieser, ... es ist wegen ihres Sohnes."

Das Auge hinter der kleinen Oeffnung zog sich eilig zurück. Die Kette rasselte, erregt wurde ein Schlüssel im Schloß gedreht, die Tür aufgerissen.

„Kommen Sie herein," sagte eine heisere Stimme. Im Zwielicht eines unaufgeräumten Korridors erblickte Helga eine alte Frau mit gebeugtem Rücken und fahrigen Bewegungen. „Nehmen Sie Platz!" sagte die Greisin hastig, öffnete die Tür zum Wohnzimmer und wies auf einen Plüschsessel. „Sie haben das Aufgebot in der Zeitung gelesen?"

„Ja," sagte Helga und zwang sich, ihre Erregung niederzukämpfen, „ich habe es gelesen, und da erinnerte ich mich an Ihren Sohn, mit dem ich vor Jahren gut bekannt gewesen war, bevor er nach Amerika ging. Die letzte Nachricht erhielt ich von ihm im Jahre 1923, ein Jahr vor meiner Verheiratung."

„1923? Also vier Jahre, nachdem er mir eine letzte Weihnachtskarte schrieb. Also er lebt, er lebt, er wird wiederkommen! Ich habe es gleich gewußt und habe mich gesträubt, das Aufgebot zu veröffentlichen. Allerdings — dadurch sind Sie zu mir gekommen. Glauben Sie nicht auch, daß er noch lebt?"

Helga tastete nach dem Brief in der Tasche. Sie schwieg und sah auf den Fußboden.

„Ja, er muß leben," begann die Alte wieder, „ich fühle es, jeden Tag fühle ich es. Und wenn er dann wiederkommt — eines Tages, so wie heute —, da wird er in mein Zimmer treten. ‚Da bin ich, Mutter,' wird er sagen, ‚ich war lange fort.' Und dann hat er viel Geld verdient, der Christian. Aber auch wenn er ganz bettelarm ist, will ich meine Arme weit aufmachen. Christian, will ich sagen, es ist ja alles schon so lange her, es ist alles vergeben und vergessen. Die Hauptsache, Du bist wieder bei mir. Ja, das will ich ihm sagen...

Als junger Mensch, da hat er nämlich manchmal nicht gut getan, der Christian, wir haben uns nicht vertragen und sind auch im Bösen auseinandergegangen, es war kurz nach dem Kriege." Sie lächelte, und um ihr altes Gesicht legte sich ein verlorener Schimmer. „Aber er ist doch mein Kind, mein Kind." Sie schwieg, vor Erregung konnte sie nicht weitersprechen. Helga ergriff ihre Hand. „Liebe Frau Bodenwieser," sagte sie. Die Alte war ganz in ihren Phantasien versunken.

Plötzlich fuhr sie wieder auf. „Ja und... haben Sie seitdem nichts mehr von ihm gehört?"

„Nein, nichts mehr." Helga sah zu Boden.

„Er will uns überraschen," sagte die Alte langsam und lächelte glücklich, „so war er immer, so ungestüm."

Endlich wandte Helga ihren Blick ihr entgegen. Ihr Gesicht hatte einen klaren Ausdruck. „Ja," sagte sie, „ich glaube auch, daß er wiederkommt."

„Nicht wahr, Sie glauben es auch! Oh, dann ist ja alles gut, dann will ich gern noch warten, dann hat das ganze Leben einen Sinn. Mögen sie nur auf dem Gebiet die Todeserklärung ausstellen, damit sie was zu schreiben haben, aber für uns beide, für uns lebt er. Haben Sie meinen Sohn sehr gern gehabt?"

„Ja," sagte Helga, „damals. Jetzt bin ich verheiratet."

„Und sind Sie glücklich?"

„Ja, — sehr glücklich."

„Oh, ich fühle es, auch ich werde noch sehr glücklich sein. Und ich will gerne warten. Aber Sie müssen mir eins versprechen, bitte, bitte: Bis der Christian wieder hier ist, da müssen Sie mich oft besuchen, damit mir die Zeit nicht so lang wird. Ich habe keinen Menschen sonst. Jede Woche müssen Sie mich besuchen."

„Ja, liebe Frau Bodenwieser, das will ich herzlich gern tun." Helga erhob sich und legte ihre Arme um die alte Frau, „ich verspreche es Ihnen. Aber jetzt muß ich nach Hause."

Die Alte begleitete sie zur Wohnungstür, stumm und bewegt. Und ihr Gesicht leuchtete, als hätte ein matter Strahl der Herbstsonne sie gestreift.

Helga ging durch die Straßen, die sie gekommen war. Ein gefestigtes frohes Lächeln lag in ihrem Gesicht. Sie setzte sich unterwegs auf eine Bank und betrachtete den Reigen der welken Blätter auf den Bürgersteigen. Die Sonne schien durch die gelichteten Zweige. Nie sollte die Alte vom Tode ihres Sohnes erfahren. Und das Gericht erst recht nicht. Es war besser so, wie es war.

Als sie beim Mittagessen saßen, sah ihr Gatte sie erstaunt und vergnügt an. „Helga, der Spaziergang hat Dir sichtlich gut getan: Du siehst so frisch und verändert aus."

„Es ist das schöne Herbstwetter, Liebster," sagte Helga und legte sanft ihre Hand auf seinen Arm, „manchmal gibt es solche Tage im Herbst wenn die Sonne noch einmal verschwenderisch scheint und die Blätter im Winde treiben, dann ist man traurig und froh zugleich, dann will man gar nicht glauben, daß alles zu Ende ist, obwohl man es doch wissen müßte. Man ist froh, — mitten im Herbst."

„Kleine Helga," sagte der Gatte zärtlich, „Du solltest öfters solche Spaziergänge machen."

„Ja, jede Woche einmal," erwiderte Helga, „das habe ich mir fest vorgenommen."

„So'n Bohrer ist was feines!..."

Ein Erlebnis mit dem Herrn Sohn

von P. Bergenholt.

Bei uns ist ein Küchenbrett kaputt; meine Frau sagt, daß ich es heilmachen soll. „Gut," sage ich, „das ist bald geschehen. Wo ist der Bohrer?" „In der Küchenschrankschieblade!" sagt sie; also hole ich ihn und will neben der alten Schraubstelle eine neue vorbohren und dann die Schraube eindrehen. Währenddessen steht der Peter neben mir: „O, Pappi, was is'n das für'n feines Ding?" „Das ist ein Bohrer."

„Was is'n Bohrer?"

„Ein Ding zum Drehen," sage ich und mache eine erklärende Handbewegung dazu. „Aha, zum Drehen!" sagt der Peter, und da ich gerade arbeite, höre ich ein Wasserrauschen. Der Bub hat die Leitung aufgedreht und fragt: „Is' das nu 'n Bohrer?"

„Nein, das ist ein Wasserhahn," sage ich.

„Was is'n da ein Wasserhahn? Hähne machen doch Kikeriki?! Und das tut hier der Hahn nicht!" verwundert sich Peter. „Aber das hier ist ja auch kein richtiger Hahn," belehre ich ihn, und er fragt: „Was is'n denn ein richtiger Hahn?" „Eben einer, der kräht," gebe ich zurück. „Und der da kräht also nicht?" „Nein, da kannst du soviel drehen wie du willst."

„Fein, da will ich mal feste drehen!" sagt er, und wieder braust das Wasser. Ich gebe ihm einen Klaps auf die Finger, worauf er sich erst die Hände ansieht und sich dann andauernd um seine Achse dreht: „Bin ich nu 'n Bohrer, Papi?"

„Nein, aber ein Quälgeist. Marsch raus!" sage ich, um ruhig arbeiten zu können. Der Peter muß aber doch wieder in die Küche geschlichen sein, denn nun höre ich ihn fragen: „Was tust du da?"

„Nun, ich bohre." „Was bohrst du, Papi?" „Ich bohre Holz."

„Man braucht nur drehen?"

„Ja, wie du siehst." Dann ist's sehr still, aber ich merke einen starken süßlichen Geruch, so, wie Gas riecht, und denke: da muß was nicht stimmen! Und wirklich da stehen alle Gashähne auf, und der Peter fragt mich interessiert: „Sind 'n das auch Bohrer?" Ich erschrecke: „Um Gottes willen, das sind doch die Gashähne! Das kann ja ein Unglück werden!" „Was du nur hast," beschwert er sich maulend, und ich sage: „Aber das sind doch eben falsche Hähne!"

„Nun, wenn schon," sagte ich denn ich will mich nicht länger aufhalten lassen.

Aber während ich bohre und schraube, und das Brett wieder aufhänge steht der Bub immerzu staunend dabei bis ich den Bohrer wieder fortlege: „Kann man alles damit bohren?" „So ziemlich, außer Eisen und Stein." „Auch Braten?" „Auch! Aber dazu ist der Bohrer nicht da." „Braten und Kartoffeln und Türen und Stühle? Nu, das ist fein!" Seine Augen leuchten. „Na ja," sage ich kurz, denn mir fällt ein, daß ich noch einen Brief beenden muß.

Darüber wird dann eine lautlose Stille, bis ich plötzlich aus der Küche einen unartikulierten Schrei höre. Ich stürze erregt hin und sehe meine Fau, die soeben in die Küche zurückkehrte, in Tränen. „Was ist denn los?" rufe ich. „O Gott, Paul, sieh' dir nur das Essen an! Und die Türen!" Das tue ich. Da bin auch ich entsetzt. Denn die Balkon- und Schranktür weisen lauter Bohrstellen auf. Und der Bohrer selbst steckt mitten in dem zerfetzten Rinderbraten! „Dieser Lausebengel!" erzürne ich mich. „Wo ist er?" Der Peter steht wie ein Unschuldslamm auf dem Balkon. Aber das hindert nicht, daß er etwas drauf bekommt. Und da der Bub nun sehr zahm dreinschaut, sagt sie noch: „Paul, du wolltest doch heute Nachmittag in den Film. Geh, nimm den Peter mit!" „Zur Belohnung wohl?" frage ich. Der Peter nickt ernsthaft. „Also gut," füge ich mich, und der Junge hat ein Freudengeheul.

Daraufhin sitzen wir um drei im „Union", wo ein spaßiger Film läuft: Zwei Männer machen immer alles verkehrt und geraten in eine großartige Prügelei. Wir haben einen schönen mittleren Platz und beste Aussicht, da eine Reihe vor uns ganz leer ist. Der Peter wiehert vor Vergnügen, und ich lache mehr über ihn als über den Film. Bis der Junge ungehalten wird. Denn nun hat sich gerade vor ihm ein wahrer Menschenkoloß hingesetzt, der ihm jede Aussicht versperrt. Neben uns ist nichts frei, und so habe ich eine kleine philosophische Anwandlung: Wie oft glauben wir Aussicht zu haben oder zu bekommen, und dann setzt sich uns einfach jemand vor die Nase!

Ich tröste den Peter, gerate aber selbst so sehr in die Filmkomik, daß ich eine Weile auf den Jungen gar nicht achte. Nur fällt mir dann jäh auf, daß der dicke Vordermann nervös hin und her zu rutschen beginnt, daß er irgendwohin nach hinten faßt, sich erhebt, den Stuhlsitz abtastet und weiter seitlich einen anderen Sitz nimmt...

Wo er dann wieder ruhiger sitzt und belustigt lächelt. Der Peter aber lacht unbändig, lacht auch immerzu an einer Filmstelle, die ernst ist, so daß ich ihn frage: „Was hast du? Warum lachst du denn so?" Da bückt er sich leise, hockt im Düster der Stuhlreihe, dreht und zieht da irgendwo irgendetwas heraus, das er mir in die Hand gibt.

Ich taste das Instrument behutsam ab: „Aber das ist ja der Bohrer!" sage ich leise zum Peter. Da kneift er mich, zieht meinen Kopf zu sich nieder und flüstert mir kichernd ins Ohr: „Papi, so'n Bohrer ist was feines..."

Und nun beginne ich zu verstehen...

Hund und Möwe

Skizze von Friedrich Schnack

Der zwölfjährige Michael, Sohn eines Kapitäns von der See, schätzte nichts so sehr, wie am Kai umherzubummeln, wo es immer etwas zu erleben gab, Schiffe kamen und gingen, die Wellen rollten, die Sonne blitzte und die Matrosen, weitgereiste Leute, an der Mole lungerten. Machte sich Michael auf den Weg, pfiff er seinem Hund Topp, der ein fröhlicher Gefährte war; mit ganzer Hundefreude ging er auf die Streiche und Einfälle seines jungen Herrn ein. Ins Wasser geschleuderte Stöcke herauszufischen, bereitete ihm einen Hauptspaß; auch war er ein vorzüglicher Schwimmer und Springer.

Weniger mochte es Topp gefallen, daß sein Herr an der Mole die Vögel fütterte. Eifersüchtig bellte er die Vögel an, die in Schwüngen und Bögen durch die Luft segelten, blitzschnell auf die Wellen niederstießen, die Brocken erhaschend, die Michael aus seiner Tasche ihnen zuwarf. Heute hatte er gar zwei Semmeln und ein Tütchen Fleischreste mitgebracht, die er an die geschmeidigen Flugkünstler verteilte. Manche von ihnen waren besonders geschickt, indem sie die hochgeschleuderten Bissen mitten im Fluge auffingen und verschlangen. Eifrig balgte sich der Schwarm um die Beute, wildes Geschrei verübend, worüber sich Topp ärgerte: er jaulte wütend und wäre am liebsten jedem Semmel- und Fleischstück nachgesprungen.

Nun, Michael warf auch ihm hin und wieder ein Stück Fleisch zu, wie eben jetzt, und dies war die Ursache zu einer Rauferei. Denn noch ehe Topp den guten Bissen erwischt hatte, fegte eine Möwe herbei, packte das Fleisch und suchte damit zu entkommen. Sie hatte aber nicht mit der Raschheit des Hundes gerechnet, der mit einem flinken Satz der Möwe nachschnellte und die Diebin am Flügel schnappte. Schreiend und zeternd fegte sie zappelnd auf dem Molenpflaster, mit ihrem Geplärr den Schwarm ihrer Schwestern aufschreckend und zu Hilfe herbeirufend.

Im Nu stürzte sich auch die Schar aus der Luft auf den Hund, der nicht begriff, wie ihm geschah, schüttelte er doch noch immer die ertappte Diebin. Im Nu war er unter einer wildschlagenden, schneeweißen Flügeldecke begraben. Die Vögel hackten mit ihren spitzen Schnäbeln auf ihn ein, ohne daß Topp sich ihrer erwehren konnte. Eigensinnig hielt er die verhaßte Fliegerin fest.

Michael suchte seinem hartbedrängten Freund beizuspringen. Mit einem Stecken schlug er auf die wütenden Vögel ein und scheuchte auch ein paar davon. Aber die anderen ließen in ihrem Angriff nicht nach; schrill schreiend bearbeiteten sie mit den Schnäbeln den unterlegenen Hund.

Und es wäre ihm wohl noch schlimmer ergangen, wenn nicht ein Matrose, der den sonderbaren Ueberfall beobachtet hatte, herbeigeeilt wäre, mit einer losen Segelleinwand, die er mit raschem Schwung über das Durcheinander von Hund und Vogelschwarm schleuderte. So wie man Feuer mit einer Decke erstickt, dämpfte der Seemann mit seinem Leinen den Zorn der aufgebrachten Seevögel. Der Hund schoß unter der Leinwand hervor und raste wie geprügelt eine Strecke davon, bis er in achtungsvoller Entfernung auf den Pfiff seines Freundes hin stehen blieb. Die Möwen aber stoben flatternd nach allen Seiten.

Der Matrose und Michael waren von dem überraschend schnellen Ausgang der Balgerei befriedigt — weniger Topp: für ihn hatte das Abenteuer ein schmerzliches Ende genommen. Er blutete aus vielen Wunden, die ihm die scharfen Schnäbel der Möwen beigebracht hatten; und so war es denn am besten, daß ihn sein Freund zu einem Tierarzt in die Sprechstunde führte. Künftighin allerdings hütete sich Topp davor, noch einmal mit Möwen sich einzulassen, wenn er seinen Gefährten auf die Mole begleitete — lieber ließ er sich von den Vögeln die größten Bissen vor der Nase wegschnappen.